

Der Himmel der Hölle

Historischer Roman

nexx-Verlag, D-Villingen-Schwenningen

Format 13 x 20 cm, 469 Seiten, ISBN: 978-3-95870-295-0, € 17,90

Bitte bei *amazon* bestellen und eine Kundenrezension schreiben.

Prolog

Venedig im Juli 1828

Die Familie Pertoni bewohnt ein prachtvolles Anwesen in Mestre, einem Vorort von Venedig, mitten in einer ausgedehnten Parklandschaft. Das Familienoberhaupt, Allesandro Pertoni, war bis zu seinem Tod der Leiter der Zecca am Bacino San Marco. Alberta Pertoni, eine deutsche Aristokratin und gefeierte Sopranistin, die zeitweise am Teatro alla Scala in Mailand sang, verunglückte auf tragische Weise, bei einer Bootsfahrt mit dem Ensemble am Tiber in Rom. Das Boot kenterte und Komtess Pertoni ertrank.

Giorgio Pertoni liegt beinahe regungslos auf dem Paradebett im blauen Schlafzimmer. Das aus Pinienholz geschnitzte Bett mit einem Baldachin aus schwerem Brokat, ist der Legende nach aus dem Nachlass eines Papstes, der darin starb. Auf Umwegen gelangte es Jahre später in den Besitz der Familie. Dottore Panucci kommt zweimal täglich zum Landsitz und versorgt Giorgio mit Morphin, um seine Schmerzen zu lindern. Denn der einzige Nachkomme des Hauses Pertoni hat sich auf einer Reise mit den Pocken infiziert. An diesem Vormittag hört Giorgio von Weitem die Glocken des Torre dell' Ordogio, die ihn an den Campanile di San Marco erinnern, wo er mit Freunden aus Kindertagen glückliche Stunden verbrachte. Im Kamin aus weißem Carrara-Marmor lodert das Feuer, verbreitet wohlige Wärme. Obwohl draußen ein herrlicher Sommertag beginnt.

Giorgio, hoch gebildet, spricht neben seiner Muttersprache Italienisch auch Deutsch, Französisch und Latein. Über ihn an der Stirnwand schwebt ein antik bemalter Holzengel, der den linken Zeigefinger zum Himmel empor streckt. Ein Lichtstrahl erfasst Giorgios Gesicht, blendet die halb geöffneten Augen. Er blinzelt. Giorgio spürt, dass er nicht mehr viel Zeit hat. In seinem Herzen brennt noch immer das Unheil der Vergangenheit. Vor ihm sitzt, auf einem mit blauem Samt gepolsterten Lehnssessel, sein bester Freund. Tommaso Lamberger, der Sekretär des französischen Gesandten in Venedig, hat seine Ämter auf unbestimmte Zeit

seinem Stellvertreter übergeben. Tommaso lauscht aufmerksam Giorgios Worten und macht sich mit dem Federkiel auf blütenweißem Papier Notizen. Giorgio wählt sorgfältig seine Worte aus. Gewissenhaft schreibt Tommaso Wort für Wort auf. Satz um Satz. Zu einem späteren Zeitpunkt hat er vor daraus einen Roman zu verfassen. Giorgios Worte sind ein Vermächtnis – seine Lebensgeschichte. Endlich will er aufrichtig das erzählen, was bisher verborgen blieb. Die Welt muss erfahren was einstmals geschah, im Kloster der weißen Mönche. Damals. Als Giorgio noch Frater Placidus gerufen wurde, ein Geheimnisträger, der mehr wusste als er wissen sollte. Auch war er schuldig geworden auf dem Weg zur Macht, denn die Vorsehung hatte ihn für ein hohes Amt bestimmt. Seitdem waren viele Jahre ins Land gezogen und Giorgio wollte eigentlich nicht mehr an seine Klosters Vergangenheit erinnert werden. Zu viel war geschehen. Doch die Ereignisse aus dieser Zeit lasten wie ein Fluch auf seiner Seele. In mancher Nacht erwachte er schweißbedeckt aus einem fürchterlichen Alptraum. Lange hat er gezögert, doch nun wo er Gott näher war als dem Leben, will er endlich die Wahrheit bekennen.

Der helle Schein der heiligen Mutter Kirche ist im verblasen, da immer wieder Verfehlungen von Priestern, Mönchen und auch Ordensfrauen bekannt werden, die gesündigt, gefehlt, schwere Schuld auf sich geladen haben. Das sittenlose Verhalten von Päpsten in der Vergangenheit beschädigt zusätzlich das Ansehen der römisch-katholischen Kirche. Nicht die sexuellen Verirrungen oder die Verschwendungssucht sind allein die Ursache, die Menschen am Glauben verzweifeln lässt. Es ist auch die Unerfüllbarkeit der Gebote. Der Himmel hat seinen goldenen Glanz verloren. Aus Furcht vor der Hölle suchen die Gläubigen nach einem wahrhaftigen Bekenntnis. Auch Giorgio will bekennen und ein dunkles Kapitel seines Lebens offenbaren. Ohne salbungsvolle Worte. Ohne Weihrauchschwaden. Einfach die Wahrheit bekennen. Der Sterbende erzählt seinem Freund schonungslos die furchtbaren Geschehnisse aus jener Zeit: Das Spiel mit der Liebe, das schändliche Streben nach Macht, von Verrat und Tod. Denn halb gehörte er Gott, und halb der Liebe. Doch keinem von beiden gehörte er ganz. Tommaso ist loyal gegenüber seinem Freund und fasziniert von dem, was Giorgio ihm mit leiser Stimme erzählt. Dabei lässt er ihn nicht eine Minute aus den Augen. Manchmal macht Tommaso eine Unterbrechung, wenn er von einem Ereignis geschockt ist, das Giorgio ihm anvertraut. Obwohl Dienstboten am herrschaftlichen Landsitz für das leibliche Wohl der Gäste sorgen brüht er sich selbst einen starken Kaffee, den er schwarz, ohne Milch, aber mit viel Zucker genussvoll schlürft.

Die Wahrheit zu erzählen strengt Giorgio an. Er ist erschöpft, schließt immer wieder für kurze Augenblicke die Augen. Seufzt. Seine Blicke wandern unruhig zu Tommaso. Der erhebt sich wortlos, schüttelt das mit Federn gefüllte Ohrkissen auf und legt Giorgios Kopf wieder behutsam zurück. Dann zieht er bedächtig die pelzgefütterte Decke über Giorgios schmale Schultern. Die kräftigen Strahlen der Mittagssonne erwärmen das Schlafgemach. Ein Feuer prasselt im Kamin.

„Schlaf ein wenig mein Freund, ruhe dich aus, wir können später weitermachen. Ich trinke inzwischen eine Tasse Kaffee und nehme eine Prise Schnupftabak. Danach kannst du wieder weitererzählen.“ Giorgio lächelt schwach und nickt zustimmend. Seine Augen werden schwer und Morpheus küsst seine Stirn. Sanft schläft er ein. Tommaso verlässt auf Zehenspitzen das Zimmer, indem ein Geheimnis auf seine Offenbarung wartet. Denn die Schritte der Erinnerung enden nicht an der Grenze zum Tod.

I.

Nach Wochen der fieberhaften Suche fand Giorgio Pertoni zufällig unter den tausenden Büchern in der Stiftsbibliothek zwölf Papierrollen, die in einem als Buchreihe getarnten Geheimfach lagen und mit dem Staub der Jahrhunderte bedeckt waren. Die Pergamentrollen waren mit einem Siegel aus rotem Wachs verschlossen. Einige stark beschädigt, stellenweise abgebrochen oder nur mehr fragmentarisch vorhanden. Eine eindeutige Zuweisung zu einem Wappen daher schwer möglich. Drei der Rollen hatten kein Wachssiegel, sondern waren mit einem hellbraunen Lederband umwickelt.

Im 16. Jahrhundert wurden wichtige Dokumente von einem weltlichen Herrscher oder einem Kirchenfürsten mit seinem Wappen versiegelt. Als Giorgio eine der Schriftrollen näher untersuchte, entdeckte er zu seiner großen Freude, dass der obere Teil des Siegels gut erhalten war. Anhand der noch erhaltenen Symbole konnte er im Buch der Heraldik nach dem dazugehörigen Wappen suchen. Doch dann kamen Giorgio erste Zweifel. Stammten diese Schriftrollen etwa aus den berüchtigten verbotenen Schriften, die auf dem Index standen und von denen der Abt ihn gewarnt hatte? Wen dem so war, dann musste er wachsam sein. Dann war es ratsam die Pergamentrollen an sich zu nehmen und verborgen zu halten.

Giorgio erinnerte sich an ein Gespräch mit dem hochwürdigen Vater, der ihn zu sich befahl. Als er im Arbeitszimmer vor dem prunkvollen Schreibtisch stand, prüften ihn die Augen des Abtes mit kritischem Blick. Mit einer herrischen Handbewegung befahl er ihm sich zu setzen. Das monströse braune Ledersofa stand in einer Ecke, vor einem hohen Fenster mit bunten Glasscheiben. Auf dem zierlichen Glastisch stapelten sich Bücher und handgeschriebene Schriftstücke.

„Giorgio, Uns wurde berichtet, dass Er in Latein gute Fortschritte erzielt hat. Das stimmt Uns zufrieden. Deshalb möchten Wir Ihn ins Noviziat aufnehmen. Wir brauchen dringend in unserem Kloster gut aussehende, intelligente und redegewandte Mönche, wie Ihn, die mit Feuereifer das Evangelium verkünden.“ Aufmerksam beobachtete ihn der Abt. Giorgio blieb gelassen, versuchte Ruhe auszustrahlen. Die Worte des Abtes schmeichelten ihm sehr. „*Diplomatisch antworten*“, waren seine Gedanken. „*Nur nicht unangenehm auffallen.*“

„Ehrwürdiger Vater, ich weiß nicht, ob ich dieser Würdigung gerecht werden kann, doch will ich mich bemühen, dem Kloster zu dienen.“

„Wir sehen, Er hat Uns verstanden“, antwortete der Abt euphorisch.

„Das Leben im Kloster hat viele Bedeutungen und noch mehr Gesichter ... und Er sollte sich Mühe geben noch einen weiteren Wert hinzuzufügen denn Wir haben Großes mit Ihm vor“, die geheimnisvolle Andeutung von Abt Hieronymus.

„Ich weiß nicht, was aus mir werden kann, aber ich will in allem den Willen Gottes erkennen und demütig erfüllen.“

„Genau das erwarten Wir von Ihm. In allem Gott zu dienen und zu verherrlichen. Deshalb haben Wir beschlossen ... das Seniorat und Unsere Wenigkeit, dass Er sich in den nächsten Wochen intensiv mit unserer Klostersgeschichte auseinandersetzen wird. Wir haben bereits den Bibliothekar darüber informiert, dass Er die Bibliothek zu jeder Stunde nutzen darf. Das umfasst das Studium aller lateinischen Aufzeichnungen. Das ist gleichzeitig eine gute Übung der Sprache für Ihn. Doch eines ist Ihm strengstens untersagt ...“ Der Tonfall des Abtes war erschreckend ernst „... keine verbotenen Bücher zu lesen.“ Die letzten Worte klangen wie Peitschenhiebe in Giorgios Ohren – „*Verbotene Bücher!*“

„Ehrwürdiger Vater, was für verbotene Bücher?“ Der Abt winkte ab.

„Ich wollte Ihn nur warnen, falls Er durch Zufall auf solche Bücher stoßen sollte. Doch das ist so gut wie ausgeschlossen, denn in unserem Kloster gibt es kein ketzerisches Gedankengut. Daher wird Er auch keine Bücher finden, die auf dem Index Librorum Prohibitorum stehen.“ Giorgio war verwirrt. Zwar hatte er beim Studium der Kirchengeschichte von so einem Index gehört, aber sich keine großen Gedanken darüber gemacht. Das finstere Mittelalter sollte doch ihre häretischen Türen längst verschlossen haben.

„Keine Sorge, Vater Abt, ich würde einen solchen Fund unverzüglich melden. Für mich sind die Weisungen aus Rom und der gültige Kanon verbindlich,“ antwortete er scheinheilig.

„Eine diplomatische Antwort, Bruder Giorgio. Mit Wohlwollen erkennen Wir Seine Loyalität.“ Damit endete das Gespräch, doch nicht Giorgios Neugier. Verbotene Bücher? Was mag darin geschrieben stehen, dass sich die Kirchenführung bedroht fühlte. Bedroht durch Aussagen über die reine Lehre oder in ihrer Machtbefugnis?



Giorgio lebte nun beinahe ein Jahr im Kloster der weißen Mönche. Und eines hatte er schnell gelernt. Nicht alle Menschen suchen das Gleiche. Nicht alle verbindet ein Schicksal. Nicht jeder findet, wonach er sucht. Eine scheinbare Gemeinsamkeit führt nicht immer zum Ziel. Doch auch ein Mönch hatte den Ehrgeiz nach einer erfüllten Zukunft. Denn wer das

Schweigen nicht versteht, versteht auch nicht die Worte. Da Giorgio schon bald in das Noviziat aufgenommen werden sollte, musste er sich mit der Klostergeschichte befassen. Deshalb verbrachte er Stunde um Stunde in der großen Klosterbibliothek. Manchmal unter den Augen von Frater Maurus, dem Bibliothekar. Abt Hieronymus hatte ihn wissen lassen, dass ein Novize im Kloster einen neuen Namen erhielt. Daher sollte er sich über einen geeigneten Klosternamen Gedanken machen. Was war ein *geeigneter* Klostername? Bei der Namenswahl wurden Heilige bevorzugt, die die Persönlichkeit des Mönches wiedergeben sollte. Der Namenswechsel ist eine sinngemäße Abwendung von der lauten Welt in einer Hinwendung zu einem geistlichen Lebenswandel.

Giorgio suchte nach aussagekräftigen Hinweisen über den Gründer des Klosters. Zwar fand er immer wieder Geschichten oder Legenden über den Klostergründer, aber entsprachen diese auch der Wahrheit? Denn alle Beschreibungen zeichneten ein so frommes Bild, dass sie den Eindruck erweckten, dass sie gestellt, nicht gelebt wurden. An den historischen Daten aus dem 16. Jahrhundert war nicht zu zweifeln. Die tugendhaften Berichte und das wundersame Eingreifen Gottes in das Leben des Klostergründers, stimmten eher nachdenklich. Kein einziger Bericht über die Persönlichkeit des Gründers. Auch nichts über Untugenden oder Schwierigkeiten. Er war doch ein Mann? Oder wurde er schon als Heiliger geboren? Meist wurde er als heldenhafter Bezwinger dargestellt: Eine irdische Versuchung wurde durch göttliche Eingebung tapfer besiegt. Wie aber war sein Wesen, der Charakter, das eigentliche Leben, das er geführt hat? Ohne heroische Erhöhung.

Die Klosterchronik erzählte von den ersten Jahren, in völliger Isolation. Jahre später schlossen sich ihm einige junge Männer an, und wieder Jahre später schließlich die Klostergründung. Jedoch keine einzige Zeile über menschliche Schwächen oder materielle Sorgen. Nicht der kleinste Hinweis. Alles wurde immer auf wundersame Weise überwunden. War es wirklich so? Giorgio vertiefte sich in eine Chronik aus den Anfängen der Klostergründung im 17. Jahrhundert. In althochdeutscher Schrift geschrieben. Die Ereignisse blieben oft unvollständig, meist ohne Zusammenhang. Manchmal fehlte zwischendurch auch eine Seite. Nach gründlicher Suche fand er unter den geschichtlichen Büchern, ein in Leder gebundenes Buch, mit einer seitlichen Metallschließe. Am Buchdeckel die Jahreszahl MCDXLII. Einige Blätter darin waren vergilbt.

Demnach lebte im Frankreich des 16. Jahrhunderts eine gottesfürchtige Adelsfamilie – die Fürsten von Versailles. Der drittjüngste Sohn des Fürsten, mit dem Taufnamen Romuald, war schon in jungen Jahren vom verschwenderischen Lebensstil und der Dekadenz des Adels so angewidert, dass er beschloss Familie und Heimat zu verlassen. Romuald wurde als äußerst wissensdurstig, gebildet und schön an Gestalt beschrieben. Infolge eines für ihn schrecklichen Erlebnisses verzichtete er auf Vermögen, Titel und Ansehen, verließ über Nacht Frankreich und wanderte in das ferne Land in den Bergen aus, weit weg von seinem Vaterland. Eine jahrelange, beschwerliche und gefährliche Reise stand ihm bevor, ehe er sein Ziel erreichen konnte. Die Legende berichtete auch dass ihm während der ganzen Reise ein Raubvogel folgte, ihn nicht aus den Augen ließ, ihn beschützte und führte. Als er endlich das ersehnte Land erreichte, ein Tal mit einer wilden Bergschlucht, durch das ein klares Bergbächlein floss, soll sich der Legende nach der Vogel bei einer Rast auf seinen Schoß gesetzt und mit dem Schnabel immer wieder in seine Schenkel gepickt haben. An diesem Ort schlug Romuald ein Lager auf.

Nicht unweit einer Felsenhöhle, die er als sein Domizil erwählte. Über zwei Jahre führte er so ein Einsiedlerleben. Auf seiner Reise durch die Lande schlossen sich ihm einige Weggefährten an, mit denen er ein Kloster erbaute. Eines Tages geschah ein furchtbares Ereignis, welches in den Schriften aber nicht näher beschrieben wurde. Was hatte also Romualds Leben so nachhaltig verändert? Auch blieb ein Rätsel, woher er die Nahrung zum Leben nahm. Wie er den Bau des Klosters bestritt? Zwar fanden sich Eintragungen, dass er häufig als Pilger umherzog und vom Papst in Rom die Priesterweihe erhielt. Doch kein Anhaltspunkt über den profanen Alltag. Einige obscure Andeutungen fanden sich lediglich in den religiösen Erzählungen, die von einer göttlichen Vorsehung sprachen. Keine Einzelheiten über die Männer, die mit ihm das Kloster erbauten. Kein Wort darüber, woher sie kamen oder ihr Leben in der Gemeinschaft. Lediglich von Gefährten konnte man lesen. An anderer Stelle war von Mönchen die Rede. Auch keine Andeutung, ob Romuald jemals wieder in seine Heimat zurückkehrte. Die näheren Umstände seines Todes blieben ebenfalls geheimnisvoll. Letztlich der nüchterne Vermerk, dass Romuald in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts verstarb, betrauert von seinen Mitbrüdern.

In den offiziellen Handschriften der katholischen Kirche fand sich eher selten etwas Nachteiliges über einen Ordens- oder Klostergründer. Manchmal wurde ansatzweise über Verfehlungen berichtet, um ein Beispiel zu geben wie ein Sünder wieder reumütig in den

Schoß der Mutter Kirche zurückfand. Warum waren die Erzählungen über einen so willensstarken Mann, wie Romuald von Versailles, so spärlich und widersprüchlich? Gab es etwas zu verheimlichen oder war Romuald tatsächlich so fromm und tugendhaft? Fragen auf die Giorgio noch keine Antwort fand. Deshalb wollte er nach weiteren Quellen suchen.



Giorgio Pertoni hatte noch keine Gelübde abgelegt, aber er fühlte sich überaus gut im Kloster der weißen Mönche. Obwohl sich bereits erste Schwierigkeiten anbahnten. Noch immer hatte er die Worte seines Vaters im Ohr. Als sie vor einem Jahr, an einem heißen Junitag, Venedig verließen, auf dem Weg zu dem Dorf in den Bergen, über der Grenze. In einer vierradrigen Kutsche mit offenem Verdeck Der livrierte Kutscher lenkte den Vierspänner von der Landstraße auf einen schmalen Feldweg, der durch das Dorf zu einer Waldlichtung führte. Das prächtige Barockkloster thronte auf einer kleinen Anhöhe, an einem nördlich gelegenen Waldstück. Die mächtigen, hohen Mauern waren von dichten Blattdornen und Wildrosen bewachsen und umschlossen die Klosteranlage wie ein Ring. Immer wieder hatten sie ihre Landfahrt unterbrochen und übernachteten in einem Gasthof, oft ohne der gewohnten Annehmlichkeit.

Nach Tagen anstrengender Kutschenfahrt, bedeckt mit dem Staub der Straßen, sahen sie dann den Kirchturm des Klosters.

„Giorgio, wir sind gleich da. Aufgeregt?“ unterbrach der Vater die Stille.

„Sie haben recht, Herr Vater. Ich bin ein wenig durcheinander und erschöpft, aber in freudiger Erwartung ...“

„Du wirst sehen nach ein paar Wochen, wenn du dich eingewöhnt hast, wird alles besser. Und lass bald von dir hören. In einem Brief. Du weißt, meine werte Gemahlin, deine Mutter, macht sich immer gleich Sorgen.“

„Das kann ich verstehen. Sobald ich das klösterliche Leben besser kenne und in Erfahrung gebracht habe, ob ein Briefwechsel erlaubt wird, werde ich schreiben. Macht Euch keine Sorgen, ich bin in guten Händen.“ Dann verabschiedete er sich von seinem Vater.

Bedächtig schritt Giorgio zur Pforte des Klosters.

„Grüß Gott, was kann ich für Ihn tun?“ Ein junger Mönch öffnete das Fenster und streckte seinen Kopf heraus. Dabei musterte er ihn mit kritischem Blick.

„Darf ich mich vorstellen: Mein Name ist Giorgio Pertoni und ich werde vom hochwürdigen Herrn Abt erwartet“, sprach er beinahe akzentfrei in deutscher Sprache.

„Ah, Ihr seid es, grüß Gott. Ich werde Vater Abt gleich verständigen, dass Ihr angekommen seid.“ Der Mönch murmelte unverständliche Worte und schloss sofort wieder das Fenster. Er verschwand hinter einer kleinen Tür, die ins Kloster führte. Nach einer Weile kam er zurück.

„Vater Abt wird Ihn in ein paar Minuten hier abholen ... Ich bin Bruder Nikolaus.“ Umständlich streckte er seine Hand zur Begrüßung heraus.

„Sehr erfreut!“ Kaum hatten sich ihre Hände berührt, zog der Mönch auch schon wieder seine Hand zurück. Wortlos schloss er das Pfortenfenster und setzte sich auf einen Holzstuhl, der vor einem grob gezimmerten Schreibtisch stand.

Vor dem verschlossenen Rosengitter im Innenhof des Klosters wartete Giorgio auf den Abt. Tanzende Sonnenstrahlen und Vogelgezwitscher erfüllten die warme Luft. Die alten Bäume im Klosterhof unterstrichen diese idyllische Stimmung. Vor Kurzem hatte er vom Werdegang eines jungen Abtes gehört, aus einem österreichischen Stift. Doch kaum etwas über das Alltagsleben im Kloster erfahren. Noch weniger über die Gelübde oder die Pflichten eines Mönches. Auch über den Zölibat und dem entbehrungsreichen Leben im Kloster, wusste er so gut wie nichts. Denn das reale Leben ereignete sich wo anders, hatte eine andere Wirklichkeit.

Die Minuten waren wie Stunden. Es herrschte eine seltsame Stille im Vorhof zum Kloster. Manchmal kurz durchbrochen vom Zirpen der Grillen und dem Gezwitscher eines Vogels. Ein süßlicher Duft lag in der Luft, von den blühenden Holundersträuchern. Das Plätschern eines Brunnens unterbrach die mystische Stille. Giorgio hatte nicht den Mut das verschlossene Gitter zu öffnen, welches ihm den Zutritt in den Klosterhof verwehrte. Der Innenhof wurde von einem hohen Turm beherrscht. Ein Glockenturm.

Ein knarrendes Geräusch. Giorgio schreckte auf. Zum Träumen war keine Zeit. Als er sich umdrehte stand ein älterer Mönch vor ihm, mit einem freundlichen Lächeln auf den Lippen.

„Sei Er Uns herzlich willkommen. Wir sind Vater Hieronymus, der Abt des Klosters.“ Ehrfurchtsvoll verneigte sich Giorgio und wollte die Hand zum Gruße reichen. Doch der Abt streckte ihm die Hand mit dem prachtvollen Smaragdtring so entgegen, dass er unweigerlich den Ring küssen musste. Dieses Zeremoniell war ihm noch fremd.

„Grüß Gott, hochwürdiger Herr Prälat. Mein Name ist Giorgio Pertoni“, stammelte er verlegen und versuchte seine Unsicherheit zu überspielen.

„Da ist Er also. Hatte Er eine gute Anreise?“

„Danke, ausgezeichnet“, antwortete Giorgio demutsvoll.

„Dann lasse Er uns gleich in die Klausur gehen, die niemand außer den Mönchen des Klosters betreten darf“, unterwies der Abt den Neuankömmling.

Mit einem großen Schlüssel öffnete der Abt umständlich eine Tür. Weihrauchgeruch erfüllte den langen Gang, der wie eine satte Schlange vor ihnen lag. Melodischer Gesang wurde deutlich hörbar.

„Das sind die Mitbrüder beim Üben des Gregorianischen Choral. Morgen feiern wir nämlich ein levitiertes Hochamt. Hat Er eine gute Stimme?“ erkundigte sich der Abt.

„Da bin ich mir nicht sicher, aber ich singe gerne?“ Giorgio war ehrlich. Er und singen.

„Wir werden Ihn gleich dem ersten Kantor vorstellen, der wird prüfen, ob Er singen kann oder noch üben muss.“

Am Ende des Ganges, im ersten Stock, öffnete der Abt eine weiß lackierte Tür. Sogleich verstummten alle, starrten sie überrascht an.

„Liebe Mitbrüder, das ist Giorgio, der eine lange Reise hinter sich hat ... ein neuer Kandidat für unsere Gemeinschaft.“ Giorgio blieb wie angewurzelt stehen. Ein Mönch im mittleren Alter, mit abstehenden Ohren, kam auf ihn zu, lächelte verheißungsvoll und lispelte.

„Ah, ein neuer Ordenskandidat, wunderbar. Ich bin Pater Frumentius, der Kantor.“ Giorgio streckte die Hand aus ... doch da war der Kantor schon wieder in die Runde der Mönche zurückgetreten und widmete sich mit singender Stimme der Tonleiter.

Eines war ihm schon aufgefallen: Keiner der Mönche wollte ihm die Hand reichen, so als hätten sie Angst vor einer ansteckenden Krankheit. Verunsichert blieb Giorgio mitten im Raum stehen, stellte die Koffer ab und beobachtete neugierig die Mönche. Der Abt verließ wortlos das Zimmer. Giorgio lauschte dem Gesang. Er zählte achtzehn Mönche. Der jüngste unter ihnen um die Dreißig. Der Älteste bestimmt schon über achtzig Jahre alt. Keiner in seinem Alter. Eines war seltsam: Während der Chorprobe starrten alle Mönche auf den Boden, anstatt zum Kantor zu schauen, der gestikulierend dirigierte. Es schien als würden am Fußboden die Noten zu sehen sein. Wie wollten die Mönche so den richtigen Ton treffen?

Allmählich richteten sie dann doch ihre Augen zum Kantor, der die Melodie vorsummte und mit beiden Händen die Tonleiter anzeigte.

Plötzlich fühlte er sich beobachtet. Zwei Mönche versuchten seine Aufmerksamkeit zu erlangen. Der Jüngere schaute mit bohrenden Blicken zu ihm herüber. Der Ältere, mit grauem kurzen Kopfhaar und markanter Hakennase, riskierte hin und wieder einen Blick. Er erinnerte ihn an den Borgia-Papst, Alexander VI. Mit einer lockeren Handbewegung lud ihn der Kantor ein, in die Reihe der Sänger zu treten.

„Giorgio! Hat Er den Mut und will es versuchen ... mit uns den Choral zu singen?“

„Ich weiß nicht, ob ich Euren Ansprüchen gerecht werden kann ...“, antwortete er diplomatisch „... doch ich will es versuchen.“ Der Kantor drückte Giorgio ein Notenblatt in die Hand. .

„Aller Anfang ist schwer“, meinte der Kantor ermutigend, als hätte er seine Bedenken erraten.

In seiner Studienzeit hatte sich Giorgio auch mit Kirchenmusik beschäftigt. Daher wusste er dass der Gregorianische Choral die Verkündigung des Gotteslobes ist. Aufmerksam beobachtete er die rhythmischen Unterweisungen des Kantors. Zaghafte sang er die ersten lateinischen Worte, die erste Zeile und ... so schlecht war es wohl doch nicht.

„Schon ganz gut für den Anfang“, lobte ihn der Kantor.

„Frater Maurus ...“, dabei winkte er einen jungen Mönch herbei, der ihn vorhin so aufdringlich beobachtet hatte „... er wird Ihn in Seine Zelle begleiten ... und wir sehen uns beim Abendbrot.“ Dann verschwand der Kantor. Auch die anderen Mönche verließen wortlos, einer nach dem anderen, das Zimmer im ersten Stock.

Die wasserblauen Augen des Mönches hatten etwas Unheimliches, warnten ihn zur Achtsamkeit.

„Mio caro! Folge Er mir – ich bringe Ihn in Seine Wohnung.“ Giorgio bekam eine Gänsehaut. Dieser Mönch hatte etwas Heimtückisches an sich. Außerdem waren sie keine Freunde.

„Danke dass Er mich in die Ordnung des Klosters einführen will.“

„Das gehört zu meinen Aufgaben ... und bei einem so lebenswürdigen Mann fällt einem das leicht“, lispelte er pathetisch „... auch können wir gerne die Höflichkeitsfloskeln vergessen, wo wir doch Brüder werden“, lachte er vertrauensselig. *„Auch noch ein Süßholzraspler“*, dachte Giorgio. Dennoch nickte er zustimmend.

Giorgio folgte erwartungsvoll Frater Maurus. Der Bruder belehrte ihn flüsternd, dass in den Klausurgängen niemals gesprochen werden dürfe und man sich andächtigen Schrittes zu bewegen hätte. Was war ein andächtiger Schritt? Vor einer weiß gestrichenen Holztür blieben sie stehen.

„Das ist dein Zuhause Giorgio“, und mit einem Unterton „... falls du bei uns dein Leben verbringen willst.“ Flüsternd sprach er weiter „... wir sehen uns beim Abendessen im Refektorium.“ Dann verschwand auch er, beinahe lautlos.

Giorgio schaute sich in der Zelle um, die wirklich diesen Namen verdiente. Zwar hatte er noch nie eine Zelle in einem Gefängnis gesehen, aber dieser Raum war spartanisch ausgestattet. Er setzte sich auf den Holzstuhl, der vor einem grob gezimmerten Schreibtisch stand. Eine Schublade war bereits herausgebrochen. Das Holzbett, in der linken Ecke des Zimmers, war mit einer verschlissenen Bettdecke verhüllt. Daneben ein Nachtkästchen mit grüner Marmorplatte. An der Stirnseite hing ein großes geschnitztes Kruzifix an der weiß getünchten Wand. Ein braun lackierter Kleiderschrank mit zwei Türen gehörte ebenfalls zur kargen Einrichtung. Auf einem wackeligen Tischchen, in der rechten Zimmerecke, stand eine Waschschüssel und ein Krug aus weißem Porzellan. Wo war das Wasser zu holen – im Klosterhof? Er lehnte sich aus dem hohen Fenster und blickte in den Klostergarten. Da entdeckte er auch den Ziehbrunnen. Es roch muffig im Zimmer. Mein Gott: Giorgio fühlte sich verlassen und unwohl. So wohnen also die Mönche.